

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 244.

Dienstag, 15. September.

1931.

Die rosa Muschel / Roman von Brünhilde Hofmann.

(13. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Nach dem Telefongespräch mit Ines Discaill geht Vitry unruhig in seinem Hotelzimmer auf und ab. Er hat im Royal ein Appartement bezogen, wie es einem Prinzen zukommt, zumal er als Vertreter Josaphat Madenzies und der Standard-Minen-Company aufzutreten hat. Bei der Tür angelangt, drückt er auf den Klingelknopf.

Als bald darauf geräuschlos der Zimmerkellner eintritt, um sich nach den Befehlen Seiner Durchlaucht zu erkundigen, sagt der Prinz zu ihm: „Ich erwarte meine Sekretärin. Wenn die Dame kommt, lassen Sie sie heraufführen! Wir werden wahrscheinlich länger zu tun haben. Lassen Sie also Abendessen für zwei Personen servieren! Jawohl — hier oben! Könnte mir eine Schreibmaschine zur Verfügung gestellt werden?“

„Selbstverständlich, Durchlaucht!“

„Ich gehe jetzt noch einmal fort. Wenn die Dame kommt, soll sie warten!“

„Sehr wohl, Durchlaucht.“

Aber Vitry ist schnell zurück. Er hat einige Pakete bei sich, mit denen er im Schlafzimmer verschwindet. Man hört auch Wasser im Badezimmer rauschen.

Von diesem Geräusch wird der Eintritt Ines' in den Salon übertönt. In Hut und Mantel steht sie im Zimmer. Verhaltene Erregung spannt ihre Nerven. Es ist niemand zu sehen. Was ihr zunächst ins Auge fällt, ist der kleine Tisch mit der großen Schreibmaschine, der neben den schweren Diplomatschreibtisch gerückt ist. Ah! denkt Ines mit einem gewissen Gefühl dankbarer Erleichterung. Schreibmaschinen haben für sie immer Anziehungskraft. Den dunklen Mantel aufknöpfend, geht sie darauf zu und besieht das System.

Als geklopft wird, ruft sie: „Herein!“, da niemand kommt da ist, der es tun könnte.

Der Kellner fragt: „Wann soll serviert werden? Wissen Sie, ob Seine Durchlaucht etwas darüber bestimmt haben, Fräulein —“

„Molitor“, hilft Ines ihm, rasch entschlossen, aus. „Seine Durchlaucht haben nichts darüber bestimmt“, sagt sie mit feierlichem Gesicht, nimmt die Kappe ab, schüttelt ungeniert das Haar und kämmt es, die Glas- tür des Bücherschranks als Spiegel benutzend. „Aber Sie können ruhig decken! Wir arbeiten doch am Schreibtisch.“

„Jawohl“, sagt der Stubentkellner, in der Mittel- lage zwischen Respekt und Vertraulichkeit. Während er den Tisch herrichtet, beobachtet er interessiert die hübsche Sekretärin, die sich mit den Besonderheiten der Maschine vertraut macht. Er verschwindet noch einmal auf den Gang, meldet dann, es sei angerichtet, und schließt die Doppeltür hinter sich.

Ines mustert den Tisch. Sehr einfach: ein paar kalte Platten und eine Flasche Weißwein. Im Grunde genommen hatte sie sich das Abendessen im Hotel Royal anders vorgestellt. Aber das ist unwichtig; heute kommt es auf etwas anderes an. Immerhin hat sie beträchtlichen Appetit, ganz plötzlich, angesichts der Speisen; denn sie hat vor Sorge und Aufregung in den letzten Tagen fast nichts gegessen.

„Guten Abend, Fräulein Ines!“ Vitry steht in der Tür zum Nebenzimmer. Sein etwas zu kurzer Scheitel

glänzt spiegelblank im Licht der elektrischen Krone. Sein kosmetisches Fluidum dringt bis zu ihr hin. Sein Gesicht hat einen undefinierbaren Ausdruck. Er läßt die Blide sekundenlang auf ihr haften. Sie sieht in Rot und Blau jünger aus. Fesch! denkt Vitry auf österreichisch. „Also, wo brennt's?“ fährt er scherzhaft fort. „Ich bin neugierig. Verfügen Sie von vorn- herein über mich, meine Gnädigste! Reizende kleine Komödie das hier übrigens, nicht?“

„Ich bin Ihnen für die Rücksicht sehr dankbar. Ich hatte gar nicht geglaubt, daß Sie sich zugunsten meines guten Rufes soviel Umstände machen würden.“ Ines lehnt am Schreibtisch. Ihr Lächeln ist etwas spöttisch.

„Nicht? Da kennen Sie uns Österreicher eben schlecht. Wir sind sehr ritterlich. Ich besonders... Sie wollten mich doch allein sprechen, ungestört? Na also! Und hier im Hotel —“

„Ich verstehe. „Ritterlich“ sagen Sie. Und da schiden Sie mir ins Imperial eine kurze Absage und lassen nichts mehr von sich hören —?“

„Stimmt“, nickt der Prinz. „Ich hatte meine Gründe. Einer war wohl der, daß ich mir dachte, es sei nicht gut für mich, Sie wiederzusehen. Wenn ich arrogant wäre, könnte ich sagen: auch für Sie nicht.“ Dabei blickt er ihr treuherzig ins Gesicht.

Ines lacht, und ihre grünlichen Augen funkeln ihn amüsiert an.

„Tatsächlich!“, bestätigt Vitry. „Sie brauchen da nicht zu lachen! Sie haben eben keine Ahnung —“

„Meinen Sie? Sie vielleicht auch nicht. Oder können Sie sich denken, weshalb ich hier bin?“

Vitry ist an den Tisch getreten und betrachtet gedankenvoll die garnierten Platten. „Vielleicht konnten Sie die Sehnsucht, mich wiederzusehen, nicht unterdrücken; wahrscheinlich aber brauchen Sie Geld.“

Ines schiebt die Schuhspitzen tiefer in den weichen Teppich. „Sie sind gar nicht so dumm“, sagt sie langsam.

„Ich brauche wirklich Geld. Ich habe gespielt.“

„Kenne ich“, bestätigte der Prinz trocken. „Aber ich denke, wir lassen das Geschäftliche bis nachher? Ich werde diese diskrete Andeutung eines Abendessens noch etwas vervollständigen. Also soupieren wir erst mal! Der Sattel ist wohlwollend. Haben Sie Appetit?“

„Ich habe richtiggehenden Hunger“, berichtet Ines wahrheitsgemäß. „Ich habe vor lauter Angst nichts essen können.“

Vitry schüttelt bekümmert den Kopf und verschwindet eilig nach nebenan. Er kommt mit einer Base voll herrlicher Chrysanthemen zurück und mit einer Flasche unterm Arm. Auf der anderen Hand balanciert er einen Hummer und eine Dose Kaviar. „Das eine fürs Auge — das andere für die Kehle! Diese vom Hotel gelieferte Flasche essigsaure Tonerde lassen wir ruhig stehen. Der Burgunder hier ist besser.“ Er hantiert mit eifrigem Geschick. „Nehmen Sie Platz, Gnädigste! Es geht los! Wir arbeiten und wollen ungestört sein, was?“ Er legt Ines vor, füllt die Gläser und trinkt das seine gleich aus.

„Ah — probieren Sie mal! Schmeckt's?“

„Tadellos.“

Er beobachtet sie mit Vergnügen.

„Wissen Sie: Wenn man das, wie in Ostende, jeden Tag so hat, macht es keinen Spaß mehr. Aber nach drei Tagen in der Pension de Brunker — egal Suppenfleisch mit Meerrettich oder Sennsaucе abwechselnd und schalen Tee —, da weiß man das wieder zu würdigen. Aber darf ich den Kaviar nach oben aufs Roastbeef tun, ja?“

„Immerzu — Sie können auch noch ein Stück Hummerschwanz darauflegen! Aber lassen Sie mich mal probieren, wie das schmeckt — bitte!“

Sie steckt ein Stück auf die Gabel und schiebt es ihm über den Tisch weg in den Mund.

„Ausgezeichnet!“ erkläre Vitry, mit hochgezogenen Brauen lachend. „Danke. Ihr Wohl!“

Ines trinkt durstig. „Was ist das für Wein?“ fragt sie etwas schüchtern.

„Burgunder. Schmeckt er nicht?“

„Doch. Aber — er ist sehr schwer, nicht?“

„Ach wo! Können Sie so wenig vertragen?“

„Ich kann eine ganze Menge vertragen. Ich habe noch nie so guten Wein getrunken. Feiner als Sekt. Ist er teuer?“ Ihre Wangen haben sich gerötet. Sie saugt an ihrer Hummerschere und lächelt unbestimmt.

„Dann ist ja alles in Ordnung“, sagt Vitry. „Preise werden hier nicht genannt. Das überlasse ich Ihnen nachher.“

Ines hört auf zu lächeln und sieht ihn einen Augenblick unsicher an. „Ach so?“ sagt sie dann. „Na, warten Sie ab, Durchlaucht!“

Vitry füllt die Gläser frisch und bietet Zigaretten an. „Also, dann los!“ sagt er, ihr Feuer reichend. „Aber machen Sie's gnädig! Ich werde natürlich alles für Sie tun, Ines; aber ich habe kolossal viel Geld verbraucht. Ganz unglaublich.“

Ines sieht enttäuscht aus. Sie scheint mit einem Ruck ernüchtert.

„So schlimm ist es nun wieder nicht“, lenkt Vitry ein. „Es wird schon noch reichen! Ihr Besuch ist mir alles wert, Ines, tatsächlich. Und daß Sie Vertrauen zu mir haben! Also: wieviel?“

„Fünfstausend Franken“, sagt Ines prompt. „Eigentlich sind es nur dreitausendfünfhundert...“

„Donnerwetter!“ Vitry ist ehrlich bestürzt. „Verspielt? Aber woher —?“

„Die Perlenkette!“

Er greift schweigend zum Glas, begegnet ihrem gespannten Blick.

Auch Ines trinkt, um die Nervosität zu betäuben. „Aber Sie müssen nicht, Durchlaucht! Wenn es Ihnen zuviel ist... Ich brauche Ihre Hilfe nämlich nicht; jemand anders gibt mir gern das Geld.“ Sie sieht ihn dabei widerseßlich und verächtlich an. Aber ihre Blicke beginnen schon zu verschwimmen.

„Wer?“ fragt Vitry. „Semptin?“

„Nein: Kerkhoove.“

„Kerkhoove?“ Vitry runzelt, angestrengt nachdenkend, die Stirn. „Doch nicht euer Bürovorsteher?“ Vor seinem geistigen Auge taucht die graue Gestalt dieses bescheidenen Mannes schemenhaft auf und verschwindet.

„Ja: der. Von ihm kann ich es ruhig nehmen.“ Ines wiederholt unbewußt Kerkhooves Worte.

„Und von mir nicht? Haben Sie nicht auch dieselbe Perlenkette.“ — Vitry hat sich über den Tisch geneigt und spannt sie in seine Blicke ein — von mir angenommen, Ines?“

„Richtig“, sagt sie. „Ich möchte sie ja auch gern wiederhaben.“

„Wirklich?“

„Tatsächlich —“, macht Ines ihm nach. „Aber nicht Ihre Wege. Das müssen Sie nicht denken! Und nun möchte ich gehen...“

Sie versucht, sich zu erheben, merkt aber, daß sie zu schwanken beginnt.

Vitry ist aufgesprungen, hat den Arm um ihre Schultern gelegt und läßt sie sanft in den Sessel zurückgleiten. „Aber, Ines“, sagt er leise, auf ihrer Sessellehne sitzend, „warum denn? Und warum nicht meinen Weg? Gar nicht — nein? Aber ich werde es trotzdem tun. Alles, Ines!“, spricht er in ihr Haar hinein.

Ines hält den Kopf hilflos gesenkt; sie hat ein taumeliges Gefühl, dem gegenüber alles andere gleichgültig ist.

„Ines...“ Er fühlt, wie ihre Schultern zucken. Ein stilles, hilfloses Weinen. „Um Gottes willen —!“

„Ich kann nicht mehr!“ wimmert sie. „Ich glaube, ich bin betrunken. Lassen Sie mich doch!“

„Ich tue Ihnen doch nichts.“ Vitry ist aufgestanden und vom Sessel weggetreten. Aus der Entfernung hört sie seine Stimme. „Betrunken? Ja — ich auch; aber anders. Was ist das Leben, solange man nüchtern ist? Raum zu ertragen... Ihres nicht; meines nicht. Schäl, widerlich... In einer Stunde wie dieser denkt man dann wohl — nein, man denkt eben, Gott sei Dank, nicht. Läßt seinen Gefühlen mal die Zügel locker. Verrückt, aber glücklich möchte ich sein! Begreifen Sie denn nicht? Ich liebe Sie doch, Ines!“

Ines hat bei dem spontanen Gefühlsausbruch das Gesicht gehoben. Etwas Elementares klingt an, das sie willenlos macht. Dabei geistern die Warnungen der Vernunft durch ihr viel zu nüchternes, verständiges Hirn, das auch die gegenwärtige Unnebelung nicht ganz außer Gefecht setzen kann. „Unsinn!“ sagt sie tastend. „Das ist doch alles Quatsch!“

Vitry, mit geröteter Stirn, hält ihren unsicheren Blick eigensinnig fest. „Und wenn schon! Warum nicht?“ „Und dann?“ fragt Ines matt.

„Dann —?“ Vitry steht plötzlich hinter ihr, beugt ihren Kopf zurück, der schwer auf den weichen Lebertrand des Sessels sinkt. „Das Dann findet sich schon —“, hört sie seine Stimme sehr fern, erschauernd unter dem Hauch persönlicher Nähe, als er sich über sie neigt. Ein schwacher Geruch von Lavendel, Zigaretten und kosmetischen Essenzen. Sein Mund trifft auf ihr brennendes Gesicht...

„Was hast du nur?“ Bouwine Kerkhoove, die damit beschäftigt ist, die Hosen ihres Ältesten, des fünfjährigen Karsten, auszubessern, sieht von ihrer Arbeit auf. Sie wollte eigentlich an dem gereizten Schweigen festhalten, das nach dem verspäteten Erscheinen ihres Mannes zum Abendbrot zwischen ihnen ausgebrochen war.

„Nichts“, entgegnet Karsten Kerkhoove, der Vater, und atmet beklommen.

„Du ließt doch gar nicht! Du hältst bloß die Zeitung vors Gesicht, um nicht mit mir zu sprechen!“ Das hat sie durch ihre Stahlbrille schon eine Weile beobachtet.

Karsten Kerkhoove läßt das Blatt sinken und sieht seine Frau an. „Es liegt wirklich nichts vor“, sagt er sanft. „Man denkt manchmal nach. Ist mal nicht aufgelegt zum Reden. Das ist wohl Stimmungssache.“

„So? Ich nenne das Launen. Es ist nicht schön von dir, sie an mir auszulassen. Aber das tußt du immer! Den ganzen Tag sitze ich hier allein zu Hause — arbeite, spare, koche, wäsche, quäl' mich mit den Kindern herum. Und wenn du dann endlich kommst, sitzt du geistesabwesend da und maulst. Was hab' ich eigentlich von meinem Leben?“

Kerkhoove senkt den Kopf; ein schmerzlicher Zug tritt um die Mundwinkel hervor. „Ich arbeite doch auch für euch. Man ist eben müde.“

„Das ist ja schließlich auch deine Pflicht“, quittierte Bouwine über den ersten Teil seiner Entgegnung.

„Gewiß.“

„Wo warst du denn so lange heute abend? Hatteßt du so viel zu tun?“

„Auch das. Und dann war ich bei Fräulein Discail.“

Frau Kerkhoove läßt die Hose ihres Ältesten in den Schoß sinken und streicht mit der von Küchenarbeit zeugenden Hand eine schwarze Haarsträhne hinter das Ohr. „Wie so? Weshalb?“

„Es ist da etwas nicht ganz in Ordnung... Wir fürchteten, sie sei vielleicht krank. Sie kam nicht ins Büro. Und da meinte der Doktor, ich sollte mal nach ihr sehen.“

„Ihr scheint ja sehr besorgt um sie zu sein! Hat sie sich denn nicht mal entschuldigt? Was war denn los?“

(Fortsetzung folgt.)

Ausflug im Herbst.

Von Wilhelmine Balthes.

„Es wird so gelb, Mathilde, so gelb!“
„Ich verstehe nicht, daß du immer etwas dagegen haben mußt, daß ich meine Blondheit mit Wasserstoffsuperoxyd auffrische!“

„Habe ich ja gar nicht gemeint! Das habe ich überhaupt gar nicht bemerkt! Ich meinte die Bäume hier!“

„Ach so. Die sind sad, die interessieren mich nicht.“

„Aber mich. Der Herbst ist so traurig.“

„Siehst du! Das hast du nun davon! Wozu dieser ganze Ausflug? Du holst dir nur eine ungesunde Niedergeschlagenheit davon. Im Herbst bleibt man zu Hause!“

„Wir älteren Leute müssen aber Bewegung machen, sonst verfallen wir!“

„Wir? Ich bin, denke ich, um zehn Jahre jünger als Du!“

„Ich weiß, ich weiß. Es sind zwar bloß neunzehn, aber das macht nichts.“

„Ob der große Altersunterschied, der zwischen uns besteht, wirklich nichts macht, bleibt dahingestellt.“

„Also mit einem Wort: ich bin dir zu alt?“

„Im Wesen ja. Ehrlich gesagt, du alterst förmlich mit Absicht, Theo! Du gibst dich weinerlichen Betrachtungen hin, du jammerst über das Leben, du ängstest dich vor Verkalkung.“

„Sind das Altersmerkmale?“

„Weiß ich nicht. Aber deine Lebensfreude wird täglich weniger. Du vermindest sie Dir selbst!“

„Um. Nun ja, der Mensch ist eben nie glücklich.“

„Wie meinst du das?“ fragt sie lauernd. Soll das eine Anspielung gewesen sein, daß er durch sie nicht glücklich ist?

„Ach, du brauchst dich ja nicht zu wundern, wenn ich dir recht gebe. Du möchtest es ja immerzu, daß ich dir recht gebe.“

„Also, Vorwürfe?“

„Mathilde, schweigen wir lieber. Es ist das Beste, wenn wir schweigen, da haben wir uns immer noch am schönsten und längsten vertragen!“

„Und so ein Schweigeausflug soll wohl ein Sonntagsvergnügen sein?“

„Sind denn Reisen und Vergnügen dasselbe?“

„Bitte! Vergnüge dich also mit deinem eigenen Schweigen! Ich aber habe nicht die Absicht, schwermütig zu werden!“

„Also schön. Reden wir halt. Reden wir darauf los ... Na also? Warum schweigst du denn? Du wolltest ja, daß geredet wird! — — — Warum schweigst du, Mathilde? — — — Gut. Schweigen wir also.“

Eine halbe Stunde lang spricht sie nicht; aber man liest ihrem Gesicht das ganze Jorntregger ab, das sich in ihr sammelt und das sie gern abschütteln möchte, aber aus lauter Trost, Gefränktheit und Mut nicht abknurrt. Daß es ihm nicht erspart bleiben wird, weiß er gut. Es ist besser, sich noch hier draußen in der Natur zu verjähnen, man entgeht so dem unangenehmen Knallen zuschießender Türen und der ganzen großen „Szenenstimmung“ daheim. Er legt also seinen Arm, so zärtlich er kann, um sie. „Mathildchen! Lächle mal!“

Leider sagt er das so dumm, als stünden sie plötzlich einem Photographen gegenüber.

Mathildchen schiebt ihn mit dem Ellbogen weg. „Sei doch nicht so lächerlich!“

Nun hat er es. Nun ist er beleidigt. Mit gutem Grund. Nach einer Weile sagt sie: „Du könntest etwas Herbstlaub pflücken. In der blauen Wiese daheim sähe es ganz nett aus.“ Er schweigt beleidigt weiter, pflückt nicht.

Nun hat Mathilde Grund, beleidigt zu sein. Nicht einmal das bißchen Laub will er pflücken! Wie ungalant von ihm!

Erst eine ganze Weile später bleibt er stehen und pflückt. Aber jetzt bereitet es ihr keine Freude mehr. Er hätte es sofort tun müssen. Er reicht ihr den großen Strauß gelbflammenden Herbstlaubes. Sie nimmt ihn nicht.

An der Wegbiegung taucht eine Bierbänke auf.

„Hast du Durst, Mathilde?“

„Schon längst.“

„Ich auch.“

Benutztens etwas, das sie gemeinsam haben.

Sie setzen sich auf eine der Holzbänke des Biergartens. Zwischen den Bäumen schweben an Drähten bunte Lampen für abendliche Beleuchtung.

„Prost, Mathildchen!“

„Prost, Alterchen!“

„Na, siehst du! Nun bist du wieder nett!“

„Ich bin immer nett!“ Gleich ist sie wieder pitziert.

„Gewiß, ich weiß es ja!“ lenkt er schnell ein.

Sie sieht ihn mißtrauisch an, beruhigt sich aber unter seinem harmlos und ehrlich tuenden Blick.

„Und nun nimmst du den Strauß in den Arm“, sagt er, als sie geht. „Das Herbstlaub steht dir gut.“

„Ich merke nichts“, sagt sie empört und weist den Strauß

zurück, „daß du immer darauf aufspielen mußt, daß ich nicht mehr zwanzig bin!“

„Das bist du doch seit dreißig Jahren nicht mehr!“ sagt er erstaunt.

Sie schreitet stolz voraus, überläßt ihm das Herbstlaub, schweigend. Er schleicht hinterher. Fern hört man das Klingeln der Straßenbahn. Es dämmerd. Herbstliche Abendkühle weht hinter ihnen her.

Ein warmes Wort täte jetzt recht gut. Er schaut auf den Rücken seiner empört ausschreitenden Frau. Die Straßenbahn steht schon an der Haltestelle.

Er läßt das Herbstlaub fallen. Mag es da liegen bleiben, wenn es die Frau so aufregt! Schade darum. Es war ein schöner Strauß. Er hätte dieses Stück Wald gerne daheim gehabt. Der Gedanke, Herbstlaub zu pflücken, war ihm schon gekommen, ehe sie ihn ausgesprochen hatte, nur aus Scheu vor Hohn und Bänderung hatte er es unterlassen. Traurigherzichtig blickt er über die Schulter hinweg nach dem Strauß zurück. Wie eine Flamme leuchtend liegt dieser unschuldige Jorntregger auf dem dunkeln Weg. Das Herz tut einem weh, dieses Stück Herbstpracht dazulassen.

Die Straßenbahn steht schon abfahrtbereit. Mathilde klettert resolut hinein, drängt mit erfolgreich arbeitenden Ellbogen gegen andere, gleichfalls im letzten Augenblick einsteigende Ausflügler an, erobert zwei Plätze. „Das kannst du nie!“ sagt sie und sitzt hochatmend da.

Er schaut abschiednehmend zum Fenster hinaus, wo die helle Flut des Herbstwaldes im Dämmer verläßt.

Beim Aussteigen fragt Frau Mathilde. „Wo hast du das Herbstlaub?“

„Dort gelassen — weil es dich ärgerte.“

Höchste Empörung malt sich in ihrem Gesicht. „Nun ja! Nicht einmal die kleinste Freude willst du mir machen! Es war dir zu viel Mühe, die paar Zweige zu tragen! Du Egoist!“

Zwischenfall in der Küche.

Von Anton F. Tschekow.

Bei dem Gymnasialprofessor Sergius Achiniew gab es an diesem Abend Hochzeit: Das Töchterchen des Hauses, die schöne Natalia, hatte sich Joeben mit dem Lehrer Jan Petrowitsch Poshadin vermählt. Im Salon tanzte, spielte und sang man, einige Kellner, die man eigens für diesen Tag aufgenommen hatte, bedienten, und die Stimmung der Gäste ließ nichts zu wünschen übrig.

Um neun Uhr ging der Hausherr höchstpersönlich in die Küche, um nachzusehen, ob denn das Festessen auch schon bereit sei. Als er hineintrat, erklärte sein Antlitz ein zufriedenes Lächeln: die Köchin Martha, eine Dame von ungeheuren Dimensionen, ordnete Joeben die verschiedenen Federbissen auf den Tischen. „Zeig mir den Lachs!“ rief Herr Achiniew und rieb sich vor Vergnügen die Hände. „Wie gut es hier riecht! Am liebsten möchte ich alles gleich selber aufessen! Zeig den Lachs her!“

Die Köchin trat an einen der Tische heran und hob vorsichtig ein großes Papier. Unter diesem Papier aber lag auf einer riesigen Schüssel ein herrlicher Lachs, garniert mit Kapern, Oliven und gelben Rüben. Achiniew blickte den Fisch an, tat einen Seufzer und schnalzte dann vor Verlangen mit den Lippen.

„Oho!“ ließ sich plötzlich eine Stimme hören. „Das Echo eines feurigen Kusses? Mit wem küßt du dich denn, Martha?“ In der Tür zeigte sich der kurzgeschorene Schädel des Herrn Banjkin. „Mit wem? Ach so ... wunderbar ... also mit unserem verehrten Herrn Gastgeber!“

„Ich küsse niemanden“, antwortete Achiniew verwirrt. „Wer hat dir denn gesagt, daß ich jemand küsse, du Dummkopf? Ich habe nur mit den Lippen geschmalzt, als ich den Fisch sah ... Das war vor Zufriedenheit ...“

„Ja, ja, wer's glaubt!“

Banjkin lächelte und sein Kopf verschwand wieder im Vorzimmer.

„Dummkopf“, dachte Achiniew und wurde ganz rot. „Jetzt wird der Kerl noch allerhand Dummheiten erzählen und mich im ganzen Ort lächerlich machen.“

Angstlich trat er ins Zimmer und warf einen verstoßenen Blick nach der Richtung, wo Banjkin stand. Der unterhielt sich mit der Schwägerin des Schulinspektors und erzählte ihr etwas lachend.

„Das Gesprächsthema bin selbstredend ich“, dachte Achiniew. „Und die gute Frau wird ihm die Geschichte glauben ... Nein, nein, das kann nicht so bleiben. Man muß unbedingt etwas dagegen unternehmen.“

Achiniew strich sich nervös den Schnurrbart und trat an einen anderen Gast, den Sprachlehrer Padequoi heran.

„Gerade war ich in der Küche“, begann er, „um die letzten Verfügungen hinsichtlich des Abendessens zu treffen. Sie lieben doch Fische, nicht wahr? Nun also, da sollen Sie heut' Ihre Freunde

haben! Denn einen Lachs haben wir — ich sage Ihnen — anderthalb Meter lang! Haha! Und eben mit diesem Lachs ... eine interessante Geschichte das! Ich trete also in die Küche und will mir das Essen ansehen ... schaue auf den Lachs und mache vor Vergnügen einen Schnaker! Da erscheint plötzlich dieser Gel Wanjkin und sagt: „Ach so, man küßt sich also ...!“ Gemeint waren selbstredend ich und die Köchin Martha. So etwas Blödes ... Eine Frau, häßlich wie die Nacht und plump wie ein Bär — dieser Mensch aber spricht vom Küßen. Ein kompletter Narr!“

„Wer ist ein Narr?“ fragte der Mathematikprofessor Taranulow, der gerade vorüberging.

„Ach, der Wanjkin. Ich komme also in die Küche ...“

Und er berichtete von neuem.

„Toll, so etwas, nicht? ... Lieber möchte ich einen Affen küßen, als diese Martha“, fügte Achimjew hinzu, eben in dem Augenblick, als der Literaturprofessor Dessonskij sich der Gruppe anschloß.

„Dieser Wanjkin ist buchstäblich ein Clown“, sagte Achimjew zu Dessonskij. „Kaum hatte er mich in der Küche mit der Martha erblickt, schon mußte er etwas erfinden. „Sie küßen die Köchin“, sagte er — bitte, so etwas! ... Kein betrunken muß der Kerl sein. Und ich ihm darauf: Lieber möchte ich einen Truthahn küßen als die Martha, Dummkopf du! Ich habe doch eine Frau, sage ich. Da hat er mich ausgelacht.“

„Wer hat Sie ausgelacht“, fragte der Katechet, den das Gestikulieren Achimjews herangelockt hatte.

„Wer? Der Wanjkin. Das war nämlich folgendermaßen: Ich komme in die Küche, schaue den Lachs an ...“

Und so weiter. In einer halben Stunde kannten alle die Geschichte von Wanjkin und dem Lachs.

„So, jetzt kann er's den Leuten erzählen!“ triumphtierte Achimjew. „Kein Mensch wird ihm den Blödsinn glauben!“

Und Achimjew beruhigte sich dermaßen, daß er vier Gläser Schnaps hintereinander austrank. Als dann die Hochzeitstafel vorüber war und die Gäste sich verzogen hatten, schlief er ein wie ein Murmeltier. Nächsten Tag hatte er längst die Geschichte mit dem Lachs vergessen. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt. Die ganze Schlaumeierei Achimjews half ihm gar nichts. Schon wenige Tage darauf — er befand sich gerade im Konferenzzimmer — trat der Schuldirektor an ihn heran und bat ihn abzuheften.

„Gestatten Sie, Herr Kollege“, sagte der Direktor. „Das, worüber ich jetzt sprechen will, ist zwar nicht meine Sache, immerhin aber muß ich Sie aufmerksam machen ... Schauen Sie, man munkelt nämlich, daß Sie Ihre Köchin geküßt haben ... Wie gesagt, geht mich das alles gar nichts an, Sie können machen, was Sie wollen, und auch küßen, wen Sie wollen, aber um Himmelswillen, doch nicht so öffentlich! Denn vergessen Sie nicht, Herr Professor, daß Sie Pädagoge sind!“

Achimjew hatte das Gefühl, als wankte der Boden unter seinen Füßen. Als er nach Hause ging, schien es ihm, als betrachte man ihn wie einen Gezeichneten. Und daheim gab es wieder ein Malheur.

„Warum ist du denn nicht?“ fragte ihn die Gattin. „Woran denkst du? Ja, ja, ich weiß schon woran: an Liebschaften! Bemühe dich nicht erst zu leugnen, ich weiß alles. Mitteilbige Menschen haben mir die Augen geöffnet. Psui Teufel, so ein Schürzenjäger!“

Und sie verpackte ihm eine schallende Ohrfeige. Achimjew sprang auf und lief ohne Hut und Überzieher zu Wanjkin.

„Du Glender!“ rief er ihm schon von der Schwelle entgegen. „Warum hast du mich vor der ganzen Welt in den Kot gezerzt? Warum hast du mich verleumdet?“

„Ich ... Verleumdet? ... Was redest du denn?“

„Von wem ist also die Geschichte, daß ich die Martha geküßt habe? Willst du vielleicht abstreiten, daß sie von dir ist?“

Der arme Wanjkin war im ersten Augenblick sprachlos, dann aber hob er die Hand wie zum Schwur und sagte feierlich:

„Ich schwöre, daß ich kein Wort über dich gesprochen habe.“

Die Aufrichtigkeit Wanjkins stand außer jedem Zweifel. Nicht er also war es, der diese Tratscherei in Umlauf gesetzt hatte.

„Wer aber, wer?“ fragte sich Achimjew ratlos und ließ alle Bekannten an seinem Geiste vorbeiziehen. Wer?

Die Antwort darauf scheint er bis heute noch nicht gefunden zu haben.

(Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen.)

Eine unheimliche Nacht.

Von Peter May.

Hiller und Huske fahren zum Holzeintauf nach Knorrbach am Pyrihsee. Zuerst mit der Staatsbahn. Dann mit dem Bimmelbähnchen. Zuletzt mit dem Motorboot bis zur Försterei in der Heide. Holzauktionen sind stets eine große Sache. Und man braucht Zeit. Den letzten Zug nach Berlin zu erreichen, wird schwierig sein. Darum beschließen Hiller und Huske, in Knorrbach zu übernachten.

In Knorrbach am Pyrihsee gibt es drei Hotels. Sie wählen die „Goldene Krone“, weil sie dem Bahnhof am nächsten liegt. Werden von einem Dienstmädchen empfangen.

Zwei Zimmer frei?

Das Mädchen zeigt ihnen die Stuben und nennt den Preis. Geht in Ordnung.

Hiller und Huske lassen ihre Kofferchen zurück und machen sich auf den Weg zur Bootsanlegestelle, nachdem sie ihren Namen an die Fremdentafel geschrieben haben.

Das genügt, erklärt das tüchtige Dienstmädchen.

Hiller und Huske tätigen auf der Auktion ein großes Geschäft und kommen in bester Stimmung nach Knorrbach zurück.

Das müssen wir begießen, sagt Hiller.

Huske ist einverstanden.

Aber inzwischen ist es 11 Uhr nachts, und um diese Stunde pflegt Knorrbach einschließlich sämtlicher Sommergäste bereits zu schlafen.

Versuchen wir's bei uns im Hotel!

Sie haben Glück. Ein gährender Oberkellner mustert sie zwar mißtrauisch, bringt aber das verlangte Bier, das kühl und frisch ist.

Ich trinke noch eins, sagt Huske.

Ich auch.

Schon Polizeistunde? fragt Huske.

Gibt es hier nicht, antwortet der Kellner.

Dann gibt es vielleicht auch noch was zu essen?

Ich will sehen, ob ich noch was finde.

Hiller und Huske werden gut bedient und der Kellner wird immer freundlicher, da er ein gutes Trinkgeld wittert.

Möchten wohl gern schlafen gehen? fragt Hiller.

Die Herren können ruhig noch bleiben. Ich muß doch noch warten. Um so besser.

Hiller und Huske kommen so langsam in Schwung und können beide einen mächtigen Stiefel vertragen. Schließlich laden sie den Kellner auch noch ein, und am Ende sitzen sie zu dritt beim Stet.

Um einhalb eins beginnt Hiller zu gähnen, denn er hat gewonnen. Außerdem ist der Kellner merkwürdig unruhig geworden.

Ich muß aufbleiben, bis unsere letzten Gäste im Hause sind, sagt der Kellner, und kann mir gar nicht vorstellen, wo sie bleiben.

In dieser unheimlichen Gegend! sagt Huske.

In der Heide ist schon mancher verschwunden, den man nie wieder sah.

Danke schön. Ich habe Null ouvert.

Nachdem das gewonnene Spiel notiert ist, bemerkt Hiller gedankenvoll: Mord ist etwas Scheußliches.

Sollen wir vielleicht suchen gehen?

Man könnte aber den Landjäger benachrichtigen! meint der Kellner. Es ist bei uns in Knorrbach noch nie vorgekommen ...

Unheimlich.

Der Landjäger wird telephonisch geweckt.

Der Landjäger kommt.

Da können wir im Augenblick nichts unternehmen, meine Herren, sondern müssen bis zum Frühstück warten. Wir werden unsere Pflicht tun.

Der Landjäger bekommt auch ein großes Helles.

Und dann spielt man zu viert Doppelkopf weiter.

Um fünf Uhr früh gähnt Huske, denn das Blättchen hat sich gewendet, und jetzt muß Hiller alles bezahlen.

Wollen wir doch endlich schlafen gehen! schlägt er vor.

Wo zu? fragt Hiller. Wir spielen noch eine Stunde und nehmen den ersten Frühzug.

Bei uns können die Herren auch nicht übernachten, sagt der Kellner, der gleichfalls im Gewinn ist. Oder sie mühten die Zimmer sechs und zwölf nehmen.

Das sind ja so wie so unsere! sagt Huske. Und zu seinem Freund: Menschenkind, da haben wir ja eine ganze Nacht hindurch auf uns selbst gewartet.

Immer noch besser, als wenn die beiden Herren ermordet wären, bemerkt der höfliche Kellner und kassiert die Zehne.

Scherz und Spott

Kein Bedenken.

Tante: „Ein Mädchen, das verlobt ist, sollte nie mit einem anderen jungen Mann ausgehen.“ — Moderne Nichte: „Ach, Tanten, es ist alles in Ordnung. Er ist auch verlobt.“